

»Interview mit einer psychiatrisierten Lesbe« (1982)

Steff Kunz

Abb. 1: *Lesbenstich* Nr. 1, 1982, S. 14.

Psychiatrie

Interview

Fünf Wochen lang – bzw. noch immer zu kurz – gab es im November/Dezember 1981 in Berlin Treffen zum Thema "Psychiatrie", die von der Berliner Gesellschaft für Soziale Psychiatrie, dem Gesundheitsladen Berlin und der Irenoffensive, einer Selbsthilfegruppe ehemaliger "Insassen" organisiert wurden.

Ich traf Jutta auf einer Veranstaltung "Frauen in der Psychiatrie", die von Betroffenen und Frauen-therapiegruppen in die Wege geleitet worden war. Sie erzählte dort von ihrer "Klinikkarriere", die mit 16 begann und 10 Jahre dauerte.

Was sie mir in zwei Gesprächen erzählte – über die Praktiken in der Psychiatrie und ihre eigenen Erfahrungen – drehte mir den Magen um und ließ mir die Knie weich werden. Das erschreckendste für mich aber ist die Tatsache, daß ihr "Fall", ihr Schleksal, nur eines unter Millionen war, das sich tagtäglich wiederholt, nicht nur fernab in Kliniken, sondern mitten unter uns, mögen auch die äußeren Formen etwas anders sein.

Im Folgenden Auszüge aus den Gesprächen.

C: Du hast erzählt, daß du schon sehr früh für Mädchen und Frauen geschwärmt oder dich in sie verliebt hast.

J: Ich habe mich immer in Lehrerinnen verliebt. Meine Eltern hielten das zunächst nicht für bedenklich und haben es nicht speziell auf Frauen bezogen.

C: Wie alt warst du, als das anfang?

J: Etwa 8. Ich hatte mir überlegt, wie ich Zuwendung bekommen konnte, und ich hatte die Erfahrung gemacht, daß ich Zuwendung kriege, wenn ich auf dramatische Art und Weise krank werde, also in Ohnmacht falle, Theater spiele. Ich habe mal im Bus ohnmächtig gespielt; meine Lieblingslehrerin hat sich unheimlich um mich gekümmert. Ich

haben wollte. Aber das war auch nur sehr kurz; sie wollte und konnte sich nicht auf mehr einlassen. Das war der Anfang meiner Einweisung.

C: Wer hatte die Einweisung veranlaßt?

J: Die Ärzte aus dem Krankenhaus, in dem ich dann war. Meine Eltern hatten gewollt, daß ich zum Nervenarzt gehe. Der hat meine Eltern beruhigt: Es wäre eine Pubertätskrise. Offiziell ging es darum, daß das, was ich getan hatte, nicht mit dem übereinstimmte, was ich erzählt habe. Ich habe es selber immer abgeschwächt, weil ich dachte, es käme zuhause nicht so toll an. Ich habe so eine Art Doppelleben geführt und



Bild
von
P.A. Weber

fand es toll, aber es war nur sehr kurz, und als das vorbei war, wurde ich süchtig danach. Als ich später Tanz studiert habe, habe ich mich in meine Ballettmeisterin verliebt und habe keine andere Möglichkeit gesehen, um ihre Aufmerksamkeit zu bekommen als krank zu sein. Ich habe einen Selbstmordversuch gemacht und von ihr dann die Zärtlichkeit bekommen, die ich

hatte immer Angst, dabei erwischt zu werden. – Mir waren Frauen immer näher, und ich habe damals gedacht, daß ich einfach Zärtlichkeit bei ihnen suche, weil ich die bei meiner Mutter nicht bekam. Das war mir damals schon klar. Aber ich habe das nie mit "Lesbisch-sein" in Verbindung gebracht, weil ich nicht wußte, daß es Lesben gibt. Und wenn ich den Ausdruck mal gehört hatte,

14

Quelle: Spinnboden Lesbenarchiv und -bibliothek e.V. (Berlin) – Rechte vorbehalten.

Transkription S. 14

Interview

Fünf Wochen lang – bzw. noch immer zu kurz – gab es im November/Dezember 1981 in Berlin Treffen zum Thema »Psychiatrie«, die von der Berliner Gesellschaft für Soziale Psychiatrie, dem Gesundheitsladen Berlin und der Irrenoffensive, einer Selbsthilfegruppe ehemaliger »Insassen« organisiert wurden. Ich traf Jutta auf einer Veranstaltung »Frauen in der Psychiatrie«, die von Betroffenen und Frauentherapiegruppen in die Wege geleitet worden war. Sie erzählte dort von ihrer »Klinikkarriere«, die mit 16 begann und 10 Jahre dauerte. Was sie mir in zwei Gesprächen erzählte – über die Praktiken in der Psychiatrie und ihre eigenen Erfahrungen – drehte mir den Magen um und ließ mir die Knie weich werden. Das erschreckendste für mich aber ist die Tatsache, daß ihr »Fall«, ihr Schicksal, nur eines unter Millionen war, das sich tagtäglich wiederholt, nicht nur fernab in Kliniken, sondern mitten unter uns, mögen auch die äußeren Formen etwas anders sein. Im Folgenden Auszüge aus den Gesprächen.

C: Du hast erzählt, daß du schon sehr früh für Mädchen und Frauen geschwärmt oder dich in sie verliebt hast. J: Ich habe mich immer in Lehrerinnen verliebt. Meine Eltern hielten das zunächst nicht für bedenklich und haben es nicht speziell auf Frauen bezogen. C: Wie alt warst du als das anfang? J: Etwa 8. Ich hatte mir überlegt, wie ich Zuwendung bekommen konnte, und ich hatte die Erfahrung gemacht, daß ich Zuwendung kriege, wenn ich auf dramatische Art und Weise krank werde, also in Ohnmacht falle, Theater spiele. Ich habe mal im Bus ohnmächtig gespielt; meine Lieblingslehrerin hat sich unheimlich um mich gekümmert. Ich fand es toll, aber es war nur sehr kurz, und als das vorbei war, wurde ich süchtig danach. Als ich später Tanz studiert habe, habe ich mich in meine Ballettmeisterin verliebt und habe keine andere Möglichkeit gesehen, um ihre Aufmerksamkeit zu bekommen als krank zu sein. Ich habe einen Selbstmordversuch gemacht und von ihr dann die Zärtlichkeit bekommen, die ich haben wollte. Aber das war auch nur sehr kurz; sie wollte und konnte sich nicht auf mehr einlassen. Das war der Anfang meiner Einweisung.

C: Wer hatte die Einweisung veranlaßt? J: Die Ärzte aus dem Krankenhaus, in dem ich dann war. Meine Eltern hatten gewollt, daß ich zum Nervenarzt gehe. Der hat meine Eltern beruhigt: Es wäre eine Pubertätskrise. Offiziell ging es darum, daß das, was ich getan hatte, nicht mit dem übereinstimmte, was ich erzählt habe. Ich habe es selber immer abgeschwächt, weil ich dachte, es käme

zuhaus nicht so toll an. Ich habe so eine Art Doppelleben geführt und hatte immer Angst, dabei erwischt zu werden. – Mir waren Frauen immer näher, und ich habe damals gedacht, daß ich einfach Zärtlichkeit bei ihnen suche, weil ich die bei meiner Mutter nicht bekam. Das war mir damals schon klar. Aber ich habe das nie mit »Lesbisch-sein« in Verbindung gebracht, weil ich nicht wußte, daß es Lesben gibt. Und wenn ich den Ausdruck mal gehört hatte,

Transkription S. 15-20 (nicht abgebildet)

wußte ich doch nicht, was das nun genau ist.

C: Könntest du dir vorstellen, daß deine Eltern anders reagiert hätten, wenn du für Jungs geschwärmt hättest? J: Meine Eltern haben immer nur so viel erfahren, wie ich ihnen erzählt habe. Ich hätte ihnen nie gesagt, daß ich mich in Frauen verliebt habe. Sie empfanden meine Schwärmereien als allgemeinen Unsinn. [...]

C: Sie wollten es nicht wahrhaben. Es war einfacher zu sagen: »Unsere Tochter kommt nicht ganz zurecht«, als zu sagen »Sie ist lesbisch«. Das ist ein Riesenunterschied. J: Das stimmt schon. Als nach sechs Jahren herauskam, daß ich nicht schizophren bin, sondern »neurotisches Fehlverhalten aufgrund meiner Erziehung« habe, wurde meine Mutter auch wahnsinnig sauer. Sie hätte ihre Tränen dann ja umsonst vergossen...

C: Da kommen mir die Tränen... Jetzt habe ich eine Frage zu den Ärzten. Wenn es keine Lesben gibt, dann kann man ja auch keine Diagnose wegen »lesbischer Tendenzen« stellen. Die Ärzte haben also nicht offen darüber geredet. Aber kam das vielleicht in den Behandlungs- bzw. Foltermethoden zum Ausdruck? J: Sie haben mich zwar von anderen Frauen abgesondert, indem sie sie vor mir gewarnt haben, aber haben keine sexuelle Sache daraus gemacht. »Halten Sie sich von der J. fern, das ist kein guter Umgang für Sie.« Aber den Grund dafür haben sie natürlich nicht gesagt. Ich habe dann mal eine Lesbe gesehen, die wir eigentlich sehr ausgelacht haben, wobei ich gar nicht recht wußte, was das jetzt soll.

C: Wurde ganz offiziell gesagt: Vorsicht, das ist eine lesbische Frau? J: Ja, unter den anderen Frauen schon. Sie lief immer in schwarze Hosen und weißem Jacket rum, hatte ganz kurze Haare. Da stubsten sich die anderen Frauen an und sagten: Guck mal, die ist lesbisch. Ich habe mich nicht getraut zu fragen, was das denn nun ist, aber es mußte wohl etwas sehr Verworfenes sein. [...]

C: Gab es irgendeine Möglichkeit Zärtlichkeit zu erleben? J: Ja, bei einigen Schwestern und auch bei Ärztinnen, die ich z.B. umarmen konnte, aber das ging nur solange bis ich 17/18 war. Da war ich immer noch »die Kleine«. Als ihnen das ihnen das Verhältnis dann zu familiär wurde, haben sie mich abgeschoben auf eine Chronischen-Station. Mit Onanieren in der Klinik ist es so, daß man meistens gar nicht mehr den Wunsch hat, es zu tun, und wenn man's tut, muß es wirklich heimlich geschehen. Wenn man »entdeckt« wird, wird man entweder beschimpft, oder ich habe gesehen, daß den Frauen die Hände an geschneit wurden, weil sie es gemacht haben. Großartige sexuelle Gelüste kamen tatsächlich nicht auf, auch wegen der Psychopharmaka.

C: Du hast erzählt, daß ihr auch gegeneinander ausgespielt wurdet, schon aufgrund der räumlichen Situation, in der ihr leben bzw. wohl besser hausen mußtet. J: Ja, auf einer Station in Westdeutschland waren es 50-Betten-Säle. Der Abstand zwischen den Betten betrug höchstens einen halben Meter, nirgendwo war Ruhe, nachts war ein Gestöhne, ein Geschrei. Es war genau das, was man sich unter einer Schlangengrube vorstellt. Das war Wahnsinn. Wenn man morgens nicht schnell genug aus dem Bett kam, haben sie einen an den Haaren rausgezogen oder mit Fußstritten. Das empfand ich als sehr entwürdigend. [...]

C: Konntest du damals irgendwelche Informationen bekommen, Zeitungen lesen? J: Durch die Psychopharmaka hatte ich starke Sehstörungen, mir verschwammen in kürzester Zeit die Buchstaben vor den Augen. [...] Ich habe 90 Elektro-Schocks bekommen in einem Jahr und danach wurde ich zum ersten Mal entlassen. Meine Großeltern, bei denen ich wohnte, suchten mir eine Stelle in einem medizinischen Labor. Wenn Aufträge kamen, habe ich alles vergessen, ich konnte nichts behalten. Daß das Nachwirkungen von den E-Schocks waren, wußte ich nicht. [...] Ich habe auf einem Lesbencamp 1981 mit einer Frau aus Kolumbien gesprochen, die wegen ihres Lesbischseins mit Elektroschocks »behandelt« wurde. Warum ich E-Schocks bekam, weiß ich nicht. [...]

C: Wie kam es zu deiner Entlassung? J: Ich war auf »Bonnies-Ranch« (Karl-Bonhöfer-Klinik) und über eine Schwesternhelferin kam ich in Kontakt mit einer »christlichen« Gruppe, die »Kommunität steh auf!« hieß. Ich hatte sonst keine Außenkontakte. Diese »Kommunität« war eine therapeutische Wohngemeinschaft, das »Oberhaupt« war Jesus Christus ²⁾. [...] Ich habe dann angefangen die Mittlere Reife zu machen [...]. Dann habe ich eine Lesbe kennengelernt [...]. Ich bin mit ihr zusammengezogen, sie hatte aber eine Freundin. [...] Ich hatte dann noch weiter Männerbeziehungen, aber morgens habe ich die

Männer immer rausgeschmissen, weil ich ihren Geruch nicht ertragen konnte. Dann habe ich mir übern Kopf eine Frauenbeziehung gesucht, ging aber natürlich total in die Hosen. Später hatte ich noch eine Männerbeziehung, aber danach wußte ich, ne, ich bin lesbisch. Das ist eine ganz klare Entscheidung gewesen und dann ging es eigentlich aufwärts. [...]

C: Und wie bist du dann zur Irrenoffensive, der Selbsthilfegruppe gekommen? J: Durch meine Freundin, [...] dann bin ich mal hin und fand es eigentlich auch sehr toll, daß die tatsächlich auch Aktionen machen, sich auf die Straße stellen und als Irre bezeichnen, kein Blatt mehr vor den Mund nehmen. Da hatte ich Schwierigkeiten als Lesbe, es gab fast keine Frauen. Nach langer Arbeit ist jetzt eine Gruppe von 3 Frauen entstanden, die immer noch der Irrenoffensive angegliedert ist. Mein Wunsch wäre, eine eigene Frauen/Feministinnen/Lesbengruppe zu machen. C: Weil unsere Gesellschaft nicht nur eine patriarchalische ist, sondern auch Zwangsheterosexualität vorschreibt. J: Eben – bist du nicht so wie du sollst, dann wirst du dazu gemacht mit allen Mitteln, die zur Verfügung stehen. [...]

2) Die Nächstenliebe dieser »Kommunität« äußerte sich vor allem im Bibel-Aufschlagen à la Fließband und auf Kommando. Die Jesus-People – die ein Center am Nollendorfplatz in Berlin haben – an die sie sich später einmal in Not wandte, zeigten ihre Hilfsbereitschaft dadurch, daß sie J. wieder in die Klapse stecken bzw. eine »Teufelsaustreibung« an ihr vornehmen lassen wollten. Für mache Leute scheint es noch immer »Hexen« zu geben.« [...]

Einordnung der Quelle und mögliche Herangehensweisen

Unter den feministischen Zeitschriften der 1970er Jahre gab es vier überregionale Zeitschriften, die sich explizit an ein lesbisches Publikum richteten: *Lesbenpresse* (1975–1982), *UKZ – Unsere kleine Zeitung* (1980–1982), *Ihrrinn* (1990–2004) und *Lesbenstich* (1980–1993). Die *Lesbenstich* erschien drei bis fünf Mal pro Jahr mit einer durchschnittlichen Auflage von 1500 Exemplaren bei einem Umfang von ca. 44 Seiten. Die Kosten pro Ausgabe variierten zwischen 3,50–5,00 DM. Herausgeberinnen waren zunächst sechs Lesben aus Nordrhein-Westfalen und Berlin, die sich im Januar 1980 in Bonn zur »Gründungskonferenz« trafen. Das Hauptanliegen der Zeitschrift war »Tabus brechen, Standpunkte öffentlich machen, Diskussionen anzetteln«. Da alle Redaktionsmitglieder in einer oder anderer Weise mit Ausschlüssen innerhalb der Lesbenszene Erfahrung gemacht hatten, sollten Diskussionen besonders

innerhalb der Frauen/Lesbenbewegung angestoßen werden. Auch der Titel der Zeitschrift lässt sich in diese Richtung verstehen: Interventionen und Irritationen ins »Lesbennest« waren intendiert.¹ Zu den beiden Personen, die das oben abgedruckte Interview zusammen führen, sind keine weiteren Informationen verfügbar, da wie gewöhnlich in Bewegungszeitschriften jeweils nur die Vornamen genannt wurden.

Die Institutionen, welche an den Veranstaltungen zum Thema Psychiatrie Ende 1981 beteiligt waren, sind auch heute noch aktiv in der humanistischen Antipsychiatriebewegung verankert. So stellt die *Berliner Gesellschaft für Soziale Psychiatrie* den Landesverband der *Deutschen Gesellschaft für Soziale Psychiatrie* (DGSP) dar. Als unabhängiger Fachverband für psychiatrisch Tätige aller Berufsgruppen, vertritt er die Aufgabe »zur Entwicklung einer Psychiatrie beizutragen, die an den Bedürfnissen der psychisch Kranken und psychosozial Leidenden orientiert und insofern gesellschaftsbezogen ist [...]«. ² Die Entstehungsgeschichte der DGSP begann mit dem sich immer stärker formierenden Protest gegen die unwürdigen Behandlungs- und Unterbringungsmethoden in psychiatrischen Anstalten um die Jahre 1968 bis 1970, in denen sich auch der *Mannheimer Kreis* als Gründungszusammenhang der DGSP formierte. Die Kritik an psychiatrischen Einrichtungen reichte derzeit von Organisationen ehemaliger Patient*innen, der Gründung von Fachverbänden, über soziologische Auseinandersetzungen bis hin zu politischen Debatten im Bundestag. Angestoßen durch diese kritischen Stimmen ging 1971 der Beschluss des Bundestages, eine umfassende Enquete über die Lage der Psychiatrie erstellen zu lassen hervor. Die eingesetzte Sachverständigenkommission übergab Ende 1975 ihren Bericht, welcher zu weitreichenden Reformen in den kommenden Jahrzehnten führte. Unter anderem wurde eine gemeindenahe Versorgung, die Umstrukturierung der psychiatrischen Kliniken und die Gleichstellung von psychisch und somatisch Erkrankten empfohlen.

Die *Irren-Offensive* gründete sich 1980 in West-Berlin und veröffentlichte unter anderem die gleichnamige Zeitschrift³, war an der Konzeption des Weg-

1 Inhalt und Zitate stammen aus: Franka Fieseler, »Vernetzte Netze – vielfältige Foren. Zur Geschichte lesbisch-feministischer Zeitschriften in Deutschland«, in *Feministische Medien. Öffentlichkeiten jenseits des Malestream*, ed. Lea Sussemichel et al. (Sulzbach: U. Helmer, 2008), 134–150.

2 »Satzung der Deutschen Gesellschaft für Soziale Psychiatrie«, abgerufen am 13.04.2013, https://bgsp-ev.de/?page_id=10.

3 <https://www.antipsychiatrie.de/>

laufhauses und vielen weiteren Initiativen und Veranstaltungen beteiligt. Der *Gesundheitsladen Berlin*, 1978 von Beschäftigten des Berliner Gesundheitswesens und Medizinstudent*innen gegründet, organisierte 1980 den ersten Gesundheitstag mit mehr als 10.000 Teilnehmer*innen und bietet auch heute noch umfassende Beratung für Patient*innen an.⁴

Die im Interview angesprochene Elektroschocktherapie setzte sich in Deutschland seit 1939 durch und wurde seit der Einführung von Psychopharmaka in der Psychiatrie in den frühen 50er Jahren auch in Kombination durchgeführt.⁵

Welche Diskriminierungserfahrungen von Lesben können aus dem Interview bezogen auf die Psychiatrie, aber auch auf das gesellschaftliche Umfeld, benannt werden?

4 <https://www.gesundheitsladen-berlin.de/beratungsangebote.php>.

5 Viola Balz, *Zwischen Wirkung und Erfahrung. Eine Geschichte der Psychopharmaka* (Bielefeld: transcript, 2010), 80–82.